

„Golf formt den Charakter eines Menschen“

Bernhard Langer über seinen Weg aus Anhausen in die Weltspitze des Golfsports, die Ehrlichkeit und Demütigungen auf den Plätzen und die Orientierung, die ihm der Glaube verleiht



Photo: Magenta TV/Broadview

Herr Langer, für viele Menschen gilt: Wenn sie in Rente gehen, spielen sie Golf. Aber was macht ein Golfspieler, wenn er in Rente geht?

Das ist eine gute Frage, aber noch befasse ich mich gar nicht allzu sehr damit. Ich will schon noch ein paar Jahre auf der Champions Tour (Senioren-Profitour für Spieler älter als 50 Jahre, Anm. d. Red.) spielen. Wenn es dann so weit ist, kann ich mir vorstellen, viel Zeit mit meinen Enkelkindern zu verbringen. Ich habe aktuell vier und hoffe auf noch mehr. Und ich bin gläubiger Christ, das ist ein wichtiger Teil meines Lebens. Vielleicht kann ich mich dann noch intensiver in Glaubensdingen engagieren.

Zumindest beim Masters in Augusta sind Sie in diesem Jahr zum letzten Mal angetreten. Fühlt sich dieses Jahr wie eine Zäsur an?

Der Rückzug erfolgt pen à pen. Vergangenes Jahr habe ich mich in München von der European Tour verabschiedet, in diesem Jahr vom Masters. Wann es der Zeit ist, sich auch von der Champions Tour zurückziehen, werde ich spüren. Ich spiele aber jetzt schon weniger Turniere pro Jahr und verzichte auf die ganz langen Reisen, um mehr Zeit mit der Familie zu haben.

Am 25. September erscheint die TV-Dokumentation „Bernhard Langer – der ewige Champion“ über ihr Leben als Profifolger bei Magenta TV. Dafür haben Sie sich erstmals auch im Privaten von Kameras begleiten lassen. Warum erst jetzt?

Es gab tatsächlich über die Jahre etliche Anfragen, aber ich hatte immer zu viel um die Ohren. Jetzt hat alles gepasst. Der richtige Zeitpunkt, das richtige Team, die Kinder sind erwachsen. Außerdem bin noch aktiv, habe aber trotzdem etwas mehr Zeit für so etwas.

In der Doku kommen etliche Wegefahrten, Freunde und Familienmitglieder zu Wort. Und nach dem Bild, das diese von Ihrem Charakter zeichnen: Ist es Ihnen nicht überaus unangenehm, rund eineinhalb Stunden lang all diese Schwärmerieen über sich selbst zu hören?

Unangenehm nicht. Eher interessant. Die sagen mir so was ja auch nicht alle Tage ins Gesicht, wie ich in ihren Augen als Kollege, als Freund, als Vater oder als Christ bin. Ich danke aber, es gibt vor allem denen, die mich nicht so kennen, einen Eindruck von dem Menschen hinter der Kulisse. Wie ich ticke, wo ich herkomme, was für ein Leben ich gelebt habe bisher.

etlich in den 60er- und 70er-Jahren. Und ich komme aus sehr einfachen Verhältnissen. Mein Vater war Vertriebsleiter aus dem Südenland, meine Mutter stammte aus einer Bauernfamilie. Von dort aus in die Golfwelt zu kommen und einer der besten Spieler zu werden, ist schon eine verrückte Geschichte. In Deutschland wussten damals viele Menschen nicht einmal, was Golf überhaupt ist.

Dass Sie es wussten, war letztlich auch Zufall. Sie konnten mit dem Fahrrad zu einem der wenigen Golfplätze fahren, die es damals in Deutschland gab, und haben sich dort zunächst als Caddy ein bisschen Geld verdient. Haben Sie sich je ausgemalt, wie Ihr Leben ohne Golf verlaufen wäre?



Mit Akribie: Bernhard Langer bereitet sich in seinem Büro vor.

Natürlich denkt man darüber manchmal nach, aber wissen kann niemand. Mein Ziel nach der Hauptschule war es, Golflehrer zu werden. Nicht Profi, nur Lehrer. Selbst das war damals exotisch. Es gab, glaube ich, nur knapp 200 in ganz Deutschland.

In Ihrem Geburtsjahr 1957 gab es in Deutschland etwa 50 Golfplätze, heute sind es fast 800. Ihre Erfolge haben viel zur Popularisierung des Sports beigetragen. Erfüllt Sie das mit Stolz? Ja, das gibt mir Freude, denn ich weiß, was für eine tolle Sportart Golf ist. Ich wollte das schon immer weitergeben, was damals aber noch sehr schwer war, weil wir wenige Anlagen hatten und es sehr teuer war. Inzwischen hat sich das ein wenig geändert, auch hier in Deutschland. Und es freut mich, dass ich meinen Teil zur Entwicklung beigetragen habe.

Als Golfprofi waren Sie in Deutschland Pionier, ein Zwei-Mann-Betrieb mit Ihrem Bruder als Manager. Im Film sagt dieser, or sei in Ihrer Geschäftsbeziehung anfangs stets der Ängstliche gewesen, Sie der Mutige. Ist die richtige Risikoabwägung etwas, das man vom Golfplatz auf das Leben übertragen kann?

Wir müssen alle ständig Entscheidungen treffen, aber im Golfsport ist es extrem. Bei jedem Schlag muss ich wählen: Welchen Schläger nehme ich? Wohin schlage ich? Wie schätze ich das Gelände ein, wie den Wind? Dabei treffe ich viele gute, aber auch einige schlechte Entscheidungen. Das ist menschlich. Wir sind fehlerhaft – aber nicht dumm. Und dann lernen wir daraus. Wenn ich gut drauf bin, spiele ich attackierender, aggressiver.

Wenn ich nicht gut drauf bin, bin ich vorsichtiger.

Hat Golf Ihren Charakter geformt? Golf formt den Charakter eines Menschen mehr, als die meisten denken. Ich würde behaupten: Wenn ich mit jemandem 18 Loch spiele, also drei bis vier Stunden auf dem Golfplatz verbringe, kann ich ihn danach besser einschätzen, als wenn wir die doppelte Zeit außerhalb des Platzes verbringe würden. Das Interessanteste beim Golfspielen ist meiner Meinung nach der Wert der Ehrlichkeit. Wir haben strenge Regeln, und gleichzeitig ist es meines Wissens nach der einzige Sport, bei dem man sich selbst bestraft. Wenn ich meinen Ball, der im tiefen Gras liegt, versehentlich mit dem Schläger berühre, gibt das einen Strafschlag. Das hat



Mit einem Lächeln: Bernhard Langer im Golfcart

aber womöglich niemand außer mir gesehen und trotzdem muss ich mir den Strafschlag aufschreiben. Ich müsste das auch einmal machen. Das hat mich 360.000 Dollar an Preisgeld gekostet. Dabei war es noch nicht einmal meine Schuld, sondern der Wind hat den Ball bewegt. Aber die Regeln waren nun einmal so.

Sehen Sie manchmal Menschen, die trotzdem mit einer falschen Einstellung zu sein, die aber durch den Golfsport eines Besseren belehrt werden.

Wer sich nicht an die Regeln hält, verliert den Respekt der Kollegen – und oft auch den Anschluss.

In der Doku heißt es, Golf spielt man gegen sich selbst und gegen den Platz. Wer ist der härtere Gegner? Mal der Platz, mal ich selbst. Das hängt ganz vom Tag ab und vom Wetter. Wir spielen ja im Freien, manchmal stürmt es, starker Wind und Regen sind eine große Herausforderung. Aber selbst da wird auch die mentale Stärke wichtig: Man muss durchhalten, wenn es unangenehm wird.

In Ihrer Karriere haben Sie immer wieder auch mit den berühmten „Yips“ zu kämpfen gehabt, plötzlichen unwillkürlichen Muskelzuckungen beim Spielen, die ihren Ursprung in der Psyche haben. Lernt man daraus auch Demut?

Absolut. Golf ist eine Sportart, bei der man andauernd gedemütigt wird. Sogar den Besten geht das so. Nehmen wir mal an, ich spiele in einer Saison 30 Turniere und gewinne davon zwei. Dann hatte ich ein sehr gutes Jahr und habe trotzdem viel öfter verloren als gewonnen. Demut lehrt einen Golf wirklich täglich. Weil es so schwer ist, weil es so technisch ist, weil man so viele verschiedene Fähigkeiten braucht. Man braucht Feingefühl beim Putten, man braucht Kraft bei den Abschlägen. Man muss das Grün lesen können, muss mental stark sein und braucht Kreativität, um sich aus schwierigen Lagen zu befreien.

Sehen Sie manchmal Menschen, die trotzdem mit einer falschen Einstellung zu sein, die aber durch den Golfsport eines Besseren belehrt werden.

Wer sich nicht an die Regeln hält, verliert den Respekt der Kollegen – und oft auch den Anschluss.

In der Doku heißt es, Golf spielt man gegen sich selbst und gegen den Platz. Wer ist der härtere Gegner? Mal der Platz, mal ich selbst. Das hängt ganz vom Tag ab und vom Wetter. Wir spielen ja im Freien, manchmal stürmt es, starker Wind und Regen sind eine große Herausforderung. Aber selbst da wird auch die mentale Stärke wichtig: Man muss durchhalten, wenn es unangenehm wird.

In Ihrer Karriere haben Sie immer wieder auch mit den berühmten „Yips“ zu kämpfen gehabt, plötzlichen unwillkürlichen Muskelzuckungen beim Spielen, die ihren Ursprung in der Psyche haben. Lernt man daraus auch Demut?

Absolut. Golf ist eine Sportart, bei der man andauernd gedemütigt wird. Sogar den Besten geht das so. Nehmen wir mal an, ich spiele in einer Saison 30 Turniere und gewinne davon zwei. Dann hatte ich ein sehr gutes Jahr und habe trotzdem viel öfter verloren als gewonnen. Demut lehrt einen Golf wirklich täglich. Weil es so schwer ist, weil es so technisch ist, weil man so viele verschiedene Fähigkeiten braucht. Man braucht Feingefühl beim Putten, man braucht Kraft bei den Abschlägen. Man muss das Grün lesen können, muss mental stark sein und braucht Kreativität, um sich aus schwierigen Lagen zu befreien.

Sehen Sie manchmal Menschen, die trotzdem mit einer falschen Einstellung zu sein, die aber durch den Golfsport eines Besseren belehrt werden.

Wer sich nicht an die Regeln hält, verliert den Respekt der Kollegen – und oft auch den Anschluss.

In der Doku heißt es, Golf spielt man gegen sich selbst und gegen den Platz. Wer ist der härtere Gegner? Mal der Platz, mal ich selbst. Das hängt ganz vom Tag ab und vom Wetter. Wir spielen ja im Freien, manchmal stürmt es, starker Wind und Regen sind eine große Herausforderung. Aber selbst da wird auch die mentale Stärke wichtig: Man muss durchhalten, wenn es unangenehm wird.

In Ihrer Karriere haben Sie immer wieder auch mit den berühmten „Yips“ zu kämpfen gehabt, plötzlichen unwillkürlichen Muskelzuckungen beim Spielen, die ihren Ursprung in der Psyche haben. Lernt man daraus auch Demut?

Absolut. Golf ist eine Sportart, bei der man andauernd gedemütigt wird. Sogar den Besten geht das so. Nehmen wir mal an, ich spiele in einer Saison 30 Turniere und gewinne davon zwei. Dann hatte ich ein sehr gutes Jahr und habe trotzdem viel öfter verloren als gewonnen. Demut lehrt einen Golf wirklich täglich. Weil es so schwer ist, weil es so technisch ist, weil man so viele verschiedene Fähigkeiten braucht. Man braucht Feingefühl beim Putten, man braucht Kraft bei den Abschlägen. Man muss das Grün lesen können, muss mental stark sein und braucht Kreativität, um sich aus schwierigen Lagen zu befreien.

großen Rasensprengerkopfes gemessen wurde. War das schon immer Ihr Naturell, oder haben Sie das durch den Golfsport gelernt?

Eine Mischung aus beidem, glaube ich. Zum einen habe ich das schon immer ein bisschen in mir gehabt, zum anderen habe ich im Laufe meiner Karriere gelernt, wie entscheidend Präzision ist. Manchmal wird man wegen einem Schlag Zweiter statt Erster. Und man hat vielleicht eine falsche Entscheidung getroffen, weil man die Distanz nicht richtig eingeschätzt hat. Das habe ich gelernt.

Golf gilt als der Sport, den man von acht bis 80 spielen kann. Aber Ihre Höchstleistungen erreichen Profis normalerweise zwischen 25 und 40. Gibt es trotzdem Dinge, die Sie heute besser können als früher?

Ja, sicher. Denn Erfahrung ist immer hilfreich. Oft komme ich heutzutage den Platz besser, weil ich ihn schon etliche Male gespielt habe. Ich kenne mich außerdem selbst besser, weiß, welche Schläge ich gut im Griff habe und welche nicht, wie meine Tagesform einzuschätzen ist. Auch meine Technik, mein Schwung, hat sich eher gefestigt. Der war früher dauernd im Wandel, denn um besser zu werden, musste man technische Veränderungen vornehmen. Aber obwohl ich all diese Stärken jetzt habe, ist die Länge bei den Abschlägen wichtiger. Und da kann ich mit 68 Jahren nicht mehr dasselbe leisten wie Profis, die 30 oder 40 Jahre jünger sind.

Und auf einen Baum klettern, um einen Ball zu schlagen, wie einst 1981, würden Sie heute vermutlich auch nicht mehr ...

Ich würde vermutlich nicht mehr hochkommen in meinem Alter. Aber der Gedanke wäre wahrscheinlich derselbe: lieber von dort oben weiterspielen als einen Strafschlag in Kauf nehmen. Ich muss aber sagen, das mir auch damals schon von Zuschauern und meinem Caddy geholfen wurde. Die haben mich da hochgehoben. Den Rest habe ich dann mit einem Klemmzug gemacht. Ob ich das heute noch schaffen würde, ist allerdings fraglich.

Sie haben zu Beginn schon einmal von Ihrem Glauben gesprochen, den Sie vertieft haben, als Sie merkten, dass selbst die größten Triumphe im Sport Sie nicht richtig erfüllen können. Hilft Ihnen der Glaube auch auf dem Golfplatz?

Mein Glaube hilft mir in jeder Phase meines Lebens und damit auch auf dem Golfplatz. Es gab Phasen in meinem Leben, als der Golfsport für mich zu wichtig war. Er war eigentlich mein Gott. Es ging alles um Golf und darum, wie gut ich spiele. Als ich gläubiger Christ geworden bin, mit 27 Jahren, hat das das Ganze wieder richtig einsortiert. Der Glaube ist für mich das Wichtigste in meinem Leben. Dann kommt meine Familie und dann Golf. In dieser Reihenfolge und nicht anders.

Sie haben zu Beginn schon einmal von Ihrem Glauben gesprochen, den Sie vertieft haben, als Sie merkten, dass selbst die größten Triumphe im Sport Sie nicht richtig erfüllen können. Hilft Ihnen der Glaube auch auf dem Golfplatz?

Mein Glaube hilft mir in jeder Phase meines Lebens und damit auch auf dem Golfplatz. Es gab Phasen in meinem Leben, als der Golfsport für mich zu wichtig war. Er war eigentlich mein Gott. Es ging alles um Golf und darum, wie gut ich spiele. Als ich gläubiger Christ geworden bin, mit 27 Jahren, hat das das Ganze wieder richtig einsortiert. Der Glaube ist für mich das Wichtigste in meinem Leben. Dann kommt meine Familie und dann Golf. In dieser Reihenfolge und nicht anders.

Sie haben zu Beginn schon einmal von Ihrem Glauben gesprochen, den Sie vertieft haben, als Sie merkten, dass selbst die größten Triumphe im Sport Sie nicht richtig erfüllen können. Hilft Ihnen der Glaube auch auf dem Golfplatz?

Mein Glaube hilft mir in jeder Phase meines Lebens und damit auch auf dem Golfplatz. Es gab Phasen in meinem Leben, als der Golfsport für mich zu wichtig war. Er war eigentlich mein Gott. Es ging alles um Golf und darum, wie gut ich spiele. Als ich gläubiger Christ geworden bin, mit 27 Jahren, hat das das Ganze wieder richtig einsortiert. Der Glaube ist für mich das Wichtigste in meinem Leben. Dann kommt meine Familie und dann Golf. In dieser Reihenfolge und nicht anders.

Das Gespräch führte Pirmin Chorus.



Wo Sebastian Coe sich verrennt

Von Celine Chorus

Wenn Sebastian Coe, Präsident des internationalen Leichtathletikverbands, über die Einführung verpflichtender Gentests spricht, fällt ein Argument immer wieder: die „Integrität des Frauensports“, die es zu schützen gelte. Doch was Coe als Bestreben bezeichnet, für Chancengleichheit im Sport zu sorgen, ist in Wahrheit der Versuch, komplexe Fragen mit einfachen Mitteln zu lösen.

Die Idee, das biologische Geschlecht von Frauen zu überprüfen, ist alt. Bereits in den Dreißigern Jahren hat World Athletics (damals IAAF) Kontrollen eingeführt, um die Teilnahmeberechtigung von Athletinnen zu kontrollieren. Jahrzehnte später wurde die Praxis schrittweise zurückgenommen – mit der Einsicht, dass sich Geschlecht nicht allein auf Chromosomen reduzieren lässt. Damals wie heute ging es um die Frage: Wann ist eine Frau eine Frau? Betroffen sind vor allem Athletinnen mit „differences of sex development“ (DSD), die nicht den gängigen Vorstellungen von weiblicher Biologie entsprechen. Dabei ist das tatsächliche Ausmaß des „Problems“ überschaubar: Nur ein kleiner Bruchteil der Athletinnen fällt unter die DSD-Kategorie. Die Dominanz einzelner Sportlerinnen – wie Caster Semenya – hat das Bild verzerrt. Und selbst wenn man von einem gewissen Leistungsvorteil ausgeht: Auch Training, Ressourcen und Förderung machen einen Unterschied – und sind ebenfalls nicht „fair“ verteilt.

Gentests führen zu einer problematischen Abgrenzung zwischen „natürlich“ und „unnatürlich“, zwischen „weiblich“ und „nicht weiblich genug“. Vor allem aber beruhen sie auf einem Verständnis, das der Realität menschlicher Körper nicht gerecht wird. Biologie kennt Zwischenstufen, die sich nicht in die binäre Ordnung von „männlich“ und „weiblich“ pressen lassen.

Vielleicht muss man akzeptieren, dass absolute Chancengleichheit im Sport eine Illusion ist. Schon heute entscheiden genetische Voraussetzungen, Talent und Körpergröße über Sieg oder Niederlage. Einige Marathonläufer etwa kommen aus Höhlenjägern und haben natürliche Vorteile in der Sauerstoffaufnahme. Sie dürfen trotzdem antreten. Warum also soll ausgerechnet das Geschlecht in starre Kategorien gezwungen werden?

Fairness im Sport bedeutet nicht, Unterschiede auszuradieren. Sie bedeutet, mit ihnen verantwortungsvoll umzugehen. Gentests sind kein Zeichen für Fortschritt, sondern ein Rückschritt zu einer Praxis, die in der Vergangenheit massives Leid verursacht hat – und später selbst von den Verantwortlichen als Fehler bezeichnet wurde.

Wie geht der Sport mit Diversität um? Ist er bereit, individuelle Unterschiede zu akzeptieren? Statt wieder auf genetische Normierung zu setzen, braucht es ein Verständnis von Fairness, das Vielfalt zulässt. Das ist mühsam, aber dafür menschlich.

■ ERGEBNISSE AUF FAZ.NET



Immer aktuell: Mit Ihrem Handy finden Sie an dieser Stelle jederzeit Sportresultate aus aller Welt.

faz.net/ergebnisse